

Albert D.: Gewitter unter der Erde

Gegen Abend des Tages nach dem Fest der Nation, da die Vergleute der Grube „Santa Maria“ zum Schichtwechsel gingen, verfinsterten gerade Wolken, die aus dem Westen kamen, den Himmel. Es war schwül. Der Weg zur Arbeit schlängelte sich von der Kirche aus, an der sich die Verzäunungen der Gassen und Gäßchen zur Hauptstraße vereinten, am Eskimo und an den letzten Häuschen vorbei, strebte, schon über hundert Jahre, in eigenartigen Krümmungen zwischen Kartoffel- und Rübenfeldern nach der Brücke des Schlammbaches und dann schauergerade zum Werk. Gedonner nahte. Der Hauer Peter Kmann blieb an der Brücke stehen und lauerte auf seinen Freund und Arbeitskollegen Josef Kaminsky. Die Turmuhr des Städtchens schlug. Der Bach plätscherte ausgetregt. Die Bäume, die den Weg zu beiden Seiten in gleichmäßigen Abständen begleiteten, wurden unruhig. Der Wind nahm zu. Geduckt stapften die Vergleute gegen das beginnende Unwetter an. Solonnenweise oder in Gruppen und auch einzeln. „Peter“, rief einer der eilenden, „Peter, es ist Zeit...“ Der Laufende rief sich vor Unrast die Augen. Der Sturm wehte das harte Geklopfer der Schritte weg und vernebelte mit dem Staub der Straße die Sicht. Ungebuldig ging der Hauer hin und her. Es blühte. Sein Freund haßte an ihm vorbei. „Josephi!“ schrie Peter, indem er hinter ihm herlief, „hör doch!“ Laß mit dir sprechen, ehe es zu spät ist...“ Er sah sie am Arm und leuchtete: „Sei vernünftig! Laß meine Wanda in Ruhe!“ Josephi rief sich vor ihm los. Gewaltig dröhnte der Donner. Der Regen prasselte nieder wie Hagel. „Das gibt ein Unglück zwischen uns!“ Inzwischen Peter verhißten. Und sie betrat den Hof der Grube.

In der Wasch- und Umkleidehalle hatten sie ihre Plätze nebeneinander. Schweigend setzten sie ihre Arbeitsgänge, die zur Aufbeahrung an langen Keinen unter der Dachkuppel hingen, herunter. Kaminsky beobachtete den Freund so von der Seite her. Und Peter dachte, während die Stempel beim Umkleiden miteinander über die Freuden des Festes sprachen, an Wanda. Gestern nachmittags war er mit ihr zur Feier ins Tivoli gegangen. Sie setzten sich im Garten an einen Tisch in der Nähe des Tanzzeltes. Zwei Stupellen spielten. Und aus den plätschernden Knospen der stämmigen Kastanien lugte das junge Grün. Die Luft roch nach frischem Kuchen und echtem Kaffee. Fasnen flatterten. Und auch die hellen Kleider der Mädchen belebten die Herzen. Die Vergleute schienen trunken vor Sonne und vor Licht, vor Tageslicht, vor Sonnenlicht. Wanda trank vor Freude aus Peters Glas. Alle waren der Sorgen satt. Und als das Blasorchester der „Santa Maria“ auf einmal spielte, „Nacht uns das Leben genießen...“, da sangen die Männer der Arbeit ergötzen mit. Und die bunten Lampen an den Umkleiden gaulen und erhöhnten die Spannung auf die Nacht. Während Peter und Wanda ins Best zum Walzer gingen, kam von einem Tisch der mittleren Reihe Josephi Kaminsky an ihre leeren Plätze. Er zog einen Stuhl vom Nachbartisch heran, setzte sich Wandas Platz

gegenüber und rückte, verstoßen grinsend, ihre Gläser, die dicht zusammenstanden, voneinander. Er war der Jugendfreund Peters. Einst, wenn sie beim Schwimmen, Turnen und Rennen den Mut, die Ausdauer und die List erprobten, wettschickerten sie zwar hart miteinander; aber aus der gegenseitigen Wertschätzung ihrer Vorzüge und Leistungen kam eine Kameradschaft zwischen ihnen zustande, die auch dann, als sie tief unter der Erde im heimtückischen Dunkel der Grube gierig nach Kohle wühlten, geradezu vorbildlich blieb. Seit aber Peter sich in das Mädchen verliebte, das er am Fasnacht-Dienstag auf dem Ball kennengelernt hatte, begann Josephi zweiseitig zu werden. Wanda war stets veronnen und dennoch umsichtig. Sie war nicht eitel. Sie war nur fauber. Und wenn sie lächelte, schien es, als sei sie auf Freuden und Schliche gefaßt. Wandas Erscheinung und Wesen erweckte und

bergnügte Publikums das Gerätz des großen Glückstrades der Lotteriebude. Wanda wurde stille. Sie verhartete im Banne der merkwürdigen Emsigkeit, mit der Josephi die Bündelzer zerföhrte. Sie schaute auf seine Hände und bemerkte, daß Josephis fleißige Finger im Vergleich zu Peters groben Fäusten fein und gepflegt waren. Josephi erkannte ihre Wahrnehmung und kippte verstoßen mit dem Fuß bei ihr an. Wanda räusperte sich. Es begann zu dämmern. Peter wurde durch das bedrückende Schweigen und durch die leise Antast beunruhigt. Er sagte in aufmunterndem Tone zu dem Freund: „Es ist schade, daß du hier allein bist! Such dir ein Mädchen! Der Garten ist doch voll...“ Josephi lächelte und los, er warte auf das Trinken aus der Wassertasse, „Warum kommt sie so spät?“ forschte Wanda. Josephi erwiderte, indem er ihren Fuß berührte, Trinken müße erst die Kinder des Bäckers zu Bett bringen. Die Kapelle spielte zum Polka. Wanda stieß mit Josephi an. Peters Glas war leer. Josephi erhob sich und lud sie zum Tanze ein. Sie gingen. Peter wartete und wartete. Ihre Plätze blieben leer. Es wurde dunkel. Die Musik gellte in seinen Ohren. Irgendwo klickten Kellner. Es klang wie höhnisches Gekicher. Peter irrte im Garten herum. Manchmal blieb er stehen und schrie aufstöhnend nach Wanda. Manchmal schrie die Dual aus ihm: Josephi...“ Und dann kam die Nacht, die einsame, trostlose Nacht... Und dann kam die Verzweiflung über ihn und die Wut und der Haß gegen den Freund. „Josephi!“ schrie es in ihm, „das gibt ein Unglück zwischen uns...“ Aber der Freund pfiff, als sie nebeneinander im Förderkorb schnurstracks hinunter in das unheimliche Dunkel der Grube fuhren, das fremdige Lied, des vergangenen Festes.

Ein Kind hat Hunger

Wenn Vater Arbeit hat, wird alles besser,
Sagt Mutter. Und man nennt das Kot.
Dann seufzte sie und nahm das Küchenmesser
Und gab uns heut' vom letzten Brot.

Ich spiel im Hof mit Kindern, das ist fein,
Und habe den Hunger fast vergessen.
Nur dann es dunkelt, bin ich so allein
Und friere. Gebt mir was zu essen!

Die Leute auf der Straße bleiben manchmal
steh'n,
Und gackern fröhlich mir jemand übers Haar,
Und sagte: Deine Augen, Kind, sind schön.
Ich glaube nicht, daß er auch hungrig war.

besüßte Josephi zu schönen Illusionen. Er verliebte sich heimlich in das Mädchen. Er verwünschte das Geschick, das sie gerade zu Peter gehörte und daß er aus innerem Drange darauf ausgehen mußte, sie ihm zu entführen. Und all seine Bedenken vermochten nicht, ihn an dem hinterlistigen Plan gegen den Freund zu hindern.

Als ihm Peter aus alter Zutraulichkeit von der Innigkeit erzählte, mit der ihn Wanda beglückte, entgegenetzte Josephi, ein Mann müsse ernst sein wie ein Stier und drummig, um sich den Respekt vor seiner Kraft zu bewahren. Denn Liebe verweichliche den Mann... Er versuchte ihn dem Mädchen abtrümmig zu machen, indem er mit Tüde gegen sie sprach. Aber heimlich strebte er danach, ihr allein zu begegnen, um ihr zu schmeicheln. Peter wurde zwar mißtrauisch, aber er getraute sich nicht mal im Stillen, den Freund zu verdächtigen. Der Walzer im Tanzzelt war zu Ende. Peter und Wanda kamen an den Tisch zurück. Josephi erhob sich erlöst, als überraschte es ihn, daß sie sich zu ihm setzten. Er verhielt sich wortlos. Er grübelte und zerbrach Bündelstücken zu winzigen Stückchen. Unentwegt drang durch das Stimmengewirr des

In der Tiefe von 120 Metern taptten sie inmitten der Kolonne durch einen niederen, finsternen Stollen nach ihrem wohl eine halbe Wogstunde entfernten Plöz. Ein schmales Geleise, das sich vor und hinter ihnen im Dunkel der Erde vertiefte, verurachtete ein Lauschen nach der Welt. Die Gespräچه der Stupel verjümmten. Und ihre Grubenlampen beleuchteten an den felsigen Wänden die Gestalten der Schalten, die ihnen groß und geduckt nachschlichen. Das Geleise wurde lebendig. Ein Gaul kam ihnen zwisehen den Schienen entgegen. Das Tier nickte vor der Last der Kohle, die es zum Förderwaggon zog. Es sah aus, als sei es schon meilenweit hergekommen und müsse noch meilenweit weiterziehen. Einige schauten ihm nach. Das Getrampel ihres Annarthes wurde zum Gleichschritt. Peter ging nicht neben Josephi. Er folgte ihm hinterwärts mit unheilvollen Gedanken. Manchmal hüßelte einer. Und der hohe Biderhall, mit dem es der weltentlegene Stollen nachschiffte, hörte sich gespannt an. Manchmal nahm der eine und der andere seine Lampe aus der linken Hand in die rechte. Es schien, als geschähe es auf geheime Verabredung der Seelen. Und ihre Gesichter sahen in dem unterirdischen Licht der Grubenlampen saß aus und verflärt wie tote. Der Platz links neben Josephi, an dem ein

Peter ging, blieb leer. Denn Peter in der Kolonne hatte auf dem schwarzen Weg seinen bestimmten Nebenmann, der ihn nicht von einer Vorführung und nicht von der obwaltenden Kameradschaft geteilt wurde, sondern von einem Zusammengehörigkeitsdrange, dessen Zustandekommen den Menschen im Dunkel verborgen bleibt. Joseph fühlte, daß durch das Unglück, das er über Peter brachte, etwas unheimliches hinter ihm im Gange war. Verstoßten strengte er sich an, nach rechts zurückzuschauen, um den

gefährlichen Hintermann, der auf einmal in der Lücke neben ihm ging, zu beobachten. Joseph stuchte, Verbirren grinst Peters Antlitz: „Nur weiter! Du wartest doch gestern nicht so schüchtern! Vorwärts! Oder wartest du immer noch auf das Trinken?“ Er stieß ihn vor sich her. Die letzte Kurve kam. Voraus in der Finsternis geisterten trübe Punkte aus Licht. Und der Gleichschritt, in dem die Kolonne ging, wurde zum patzenden Getrappel.
(Schluß folgt.)

Pariserin, „ich habe ihm widerstanden, denn eine Frau soll ja nicht sofort kapitulieren. Aber dann, als er nicht mehr weiter in mich drang, fühlte ich mich sehr verzweifelt. Denn alles in allem, er gefiel mir sehr gut, und ich hätte ihm nachgeben sollen. Ein Herz, von tödlicher Unruhe gepackt.“

Auch diesem von tödlicher Unruhe gepackten Herzen wird Rat, ein Rat, wie ihn eben nur, schalhaft und überlegen zugleich, klug und mit vielem Charme, nur eine Pariserin zu geben weiß: „Wenn ein Mann schon nach dem ersten Versuch die Schlacht verloren gibt und den ersten natürlichen Widerstand einer Frau nicht zu brechen versteht, so ist er sicherlich nicht sehr verliebt gewesen. Sie haben absolut nichts zu bebauern, denn alles in allem haben Sie nichts veräumt.“

Die Uniform hat auch für die Pariserin nach wie vor eine starke Anziehungskraft, wie man aus der folgenden Geschichte erfährt:

„Drei junge Leute in geheimer Position haben die ernsthafte Absicht, mich zu heiraten. Ein Kaufmann, ein Buchhalter und ein Offizier. Ich habe um einen Aufschub gebeten, um alles genau zu überlegen. Ich bin mit endlich klar geworden, daß mein Herz dem Offizier gehört. Aber ein Schwager hat während seiner Dienstzeit kein gutes Verhältnis zu seinen Vorgesetzten gehabt, er kann Offiziere nicht leiden, und er rät mir dringend ab, einen Militär zu heiraten. Ist es denn wirklich wahr, daß Offiziere ihre Frauen nicht glücklich machen können?“

Diese Gewissensfrage, die für die französische Armee verhängnisvoll werden könnte, wird folgendermaßen beantwortet: „Ihr Schwager übertriebt. Schließlich ist er ja nicht derjenige, der heiraten will, und solche Verallgemeinerungen stimmen nie.“

Wie man sieht: die „mondäne“ weltstädtische Pariserin von heute hat noch nach wie vor, wie die Frauen der ganzen Welt, ihre kleinen und großen Sorgen, und es ist gar nicht wahr, daß man heutzutage keine Herzensangelegenheiten mehr hat.
R. C.

Pariser Herzensangelegenheiten

Herzensangelegenheiten nehmen in Paris einen vielleicht noch breiteren Raum ein als anderswo. Zwar ist die Vorstellung von Paris als der Stadt der Liebe nur bedingt wahr, aber es hat schon seine Richtigkeit damit, daß der Franzose und namentlich der Pariser neben der Arbeit auch den Genuß in allen seinen Formen liebt und schätzt und privaten, nichtgeschäftlichen Angelegenheiten sehr viel Zeit widmet.

Man erfährt über diese privaten Angelegenheiten im Allgemeinen nicht viel, es sei denn, daß ein „crime passionel“, ein Verbrechen aus Leidenschaft, vor Gericht kommt, wobei, wie man weiß, die Richter namentlich gegenüber Frauen eine Milde walten lassen, die anderswo kaum verständlich ist. Aber es gibt eine Quelle, sich über die Herzensangelegenheiten von Paris zu informieren. Dies ist eine Rubrik in dem großen Sonntagsblatt „Paris-Soir — Dimanche“, die „Affaires de coeur“ — „Herzensangelegenheiten“ betitelt ist. Eine solche Rubrik, in der Rat schläge für Herz und Heim erteilt werden, ist keine Erfindung der Pariser Zeitung, sie gibt es fast überall. Aber die Art der Fragen, die Tendenz der Antworten ist so echt pariserisch, daß es sich lohnt, einige Stichproben daraus zu geben.

Man wird verwundert vor allem die starke Betonung des Familien sinnes feststellen. Viele Fragen betreffen die Möglichkeit, eine gerrüttete Ehe doch noch aufrechtzuerhalten, und die Antworten sind fast immer positiv: trotz allem sollte die Frau bedenken, welches Glück sie an der Seite ihres ungetreuen Gatten erlebt, welches Unglück eine Scheidung für die Kinder mit sich bringt... und im übrigen müsse eine kluge Frau auch einen Fehltritt zu vergehen wissen. Dies ist der übliche Tenor, Woche für Woche kann man diesen Rat schlag finden.

Buweißen aber scheint auch die sonst sehr kluge und vorichtige, ungenannte Ratgeberin aufrichtig verblüfft zu sein. Da werden Dinge gefragt, und zwar mit einer Offenheit, die vielleicht Anstoß erregen würde, wenn man nicht an die selbstverständliche Natürlichkeit von Liebesaffären in Paris gewohnt wäre. So zum Beispiel folgende Aufschrift:

„Er löt bei mir seit drei Jahren, er findet bei mir jede Bequemlichkeit (ein gutes Frühstück und, so oft er will, ein Bad). Aber er schenkt mir nie etwas, weder Zigaretten noch Puder. Und dabei befinde ich mich in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen, er weiß das auch, er hört mich an, und er tut ernstlich besorgt. Dann lieben wir uns wie jeden Abend, und man spricht nicht weiter über die Sorgen. Wenn das so weiter geht, wird uns bald das Nötige fehlen, und unsere Liebe wird sterben. Was soll ich tun?“

Die Antwort ist sehr streng: „Mir kommt eine Beziehung auf die Lippen, die ich für Ihre Worten lieber nicht aussprechen möchte. Man kann unmöglich ein Verhalten lieben, wenn das eine offensichtliche Verachtung in

sich birgt. Sie verlieren Ihre Selbstachtung, wenn Sie sich so weiter ausnützen lassen. Ich rate Ihnen Festigkeit, das wird sehr schnell Ihre Beziehungen klären.“

Eine andere „Unglückliche“ meldet sich zum Wort. Sie schreibt:

„Ich bin außerordentlich schön, dunkelbraun, habe samtene Augen mit langen Wimpern. Ich habe einem jungen blonden Dichter mit gewellten Haaren die Ehe versprochen, und er ist mir absolut treu. Aber da ich ihn nur alle vierzehn Tage sehe, verführt mich mein süßliches Temperament zu warmen Gefühlen für einen anderen Mann. Dieser ist unbeständig, zynisch und er liebt nur meine Schönheit. Was soll ich tun? Gefühl und Gewissen sind in hellem Aufruhr. Maja.“

Die heißblütige Maja erhält die verdiente Abfuhr: „Sie sind selbst schuld, wenn Sie leiden, Maja. Es gibt keine Entschuldigung für Sie. Wenn Sie nicht einmal 14 Tage lang demjenigen treu bleiben können, dem Sie die Ehe versprochen und der volles Vertrauen zu Ihnen hat, muß ich Ihnen rund heraus sagen: Sie lieben ihn nicht und Sie haben ihn nie geliebt. Verzichten Sie lieber, bevor Sie einen Mann unglücklich machen.“

„Ein Mann macht mir den Hof“, schreibt eine andere, diesmal sicherlich eine waschechte

Josef Wechsberg: Kokain

„Sehen Sie die beiden kleinen, schwächlichen Indianer dort born?“ fragte Senor Juan Luis Nobles und wies mit der Hand auf die Plantage, „sie sehen krank und schwach aus und dürften an die fünfzig sein. Sie werden es wahrscheinlich nicht glauben wollen, daß diese armeneligen Burschen einen Saft mit hundert Pfund Kaffee ertragen wie nichts. Und das neun Stunden hindurch, auch mittags, wenn die Sonne ihnen auf die Köpfe brennt.“

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Senor Juan Luis Nobles ist der reichste Mann aus Esmeraldas und vielleicht dem nördlichen Ecuador überhaupt; er besitzt dort eine Goldmine, ausge dehnte Bananenwälder und Reisfelder, sein Kaffee wandert bis nach New York und Kanada hinaus und wird dort von den Kennern besonders geschätzt und er ist stolz auf seine kastilianische Abstammung. Aber von seinen spanischen Ahnen her besitzt er einen unwiderstehlichen Hang zum Fabulieren. Senor Nobles sah mein skeptisches Lächeln und sagte nichts. Dann drehte er sich um und schritt zu einem kleinen, unansehnlichen Strauch mit breiten, ganzrandigen Blättern und schmalen weißen Blüten. „Da“, sagte er und reichte mir einige Blätter, die er argwöhnlich seinen Fingern gerrieb, „das ist das Geheimnis“.

In den Blättern war nichts Auffallendes. Sie atmeten ein bitteres, feines Aroma aus.

„Rauen Sie doch ein paar Blätter“, sagte Nobles, der sich über meine Unwissenheit zu amüsieren schien, „Sie werden dann heute abends nicht so bald einschlafen können...“ und mit einer bezeichnenden Geste fügte er hinzu: „Koka!“

Koka! Das also war die seltsame Pflanze, welche den einheimischen Indios Lebensfrische und Lebensfreude gibt, welche ihnen wichtiger ist als das Essen und Trinken und aus welcher man ein allerliebste und in fünf Erdteilen bekanntes Rauschgift herstellt, bei dessen bloßer Nennung man unwillkürlich an Kriminalgeschichten, Flüsterzungen und Vergiftungen denkt: Kokain!

„Mit diesen Blättern halte ich mir meine Leute fett. Ursprünglich bekam ich sie aus Peru. Aber der Transport war zu teuer. Jetzt habe ich mir selbst eine kleine Koka-Plantage angelegt. Sozusagen für den Privatgebrauch. Interessiert es Sie? Mein Auto wartet. In einer Stunde sind wir draußen!“

Tausende und Tausende von Kokasträuchern ringsum. Ein Koka- Wald, durch den wir jetzt gehen. Nichts als diese kleinen, unauffälligen Blätter, die armeneligen Blüten, die keinem Gartenbesitzer Freude machen würden. Und doch würde dieses Wäldchen genügen, um ein kleines Land zu vergiften. Senor Nobles' sah! Wer denkt gleich ans Vergiften? Hier.

in Etnador, braucht man diese Blätter zum Leben. Die Indianer sind die Genügsamkeit selbst: etwas Maismehl, ein paar Kartoffeln, einige Fischtrocken. Kann man davon leben und obendrein schwere Arbeit verrichten? Ja, wenn man Koka kaut. Sie kauen die getrockneten Blätter von früh bis abends, mit Kalb oder Aische bestrichen, damit sich das Gift besser löst. Die Folgen zeigen sich bald: sie werden widerstandsfähiger, haben keinen Hunger und kein Schlafbedürfnis, halten Anstrengungen aus, sind arbeitswillig. Die Sterblichkeit ist nicht größer als bei den anderen Völkern Südamerikas, die keine Koka kauen. Somit wäre an der Erstganz dieser Sträucher nichts Tragisches. Tragisch wurde es erst mit dem Augenblick, da ein paar geschäftstüchtige weiße Männer auf den Gedanken kamen, es den Indios nachzumachen. Und um noch mehr Geld zu verdienen, konzentrierten sie das Gift der Kokasträucher und sandten es als weißes Pulver ihren weißen Brüdern in die Welt, um sie auf bisher unbekannte Weise zu vergiften.

Die Chemiker nennen es Methylenoxydgenonin, haben eine Formel dafür gefunden (C 17, H 24, N O 4) und sagen in ihrer sachlichen Weise, es handle sich um das Alkaloid der Kokablätter, des Erythroxylon. Die Historiker werden hinzufügen, daß die Koka die heilige Pflanze der alten Peruaner war, die bei keiner Festlichkeit fehlen durfte. Die Geographen wissen, daß sie eigentlich in Peru zu Hause ist und daß die Distrikte von Guco, Ahacicho (jeder davon ist größer als die bei, ihren Ertrag verkauft, stürzen sie schon auf die Frauen zu, welche ganze Haufen getrockneter Kokablätter vor sich liegen haben. Ein paar Geldmünzen rollen über die Erde — dann raffen die mageren, schwächlichen Indios die Blätter an sich, die ihnen Kraft geben. Vier Pfund, sechs Pfund. Jetzt ist er wieder für einige Wochen versorgt. Der Rest seines Geldes zerfließt im Fusel der schäumigen Schanzhöhlen.

Die weißen Menschen: auch sie kauen das Gift. Manche nur gelegentlich und in ganz kleinen Mengen, wie einer, der sich nur selten eine Zigarette anleckt. Um frischer zu werden, vor größeren Anstrengungen. „Was wollen Sie?“ sagte mir Don Nobles, mein liebenswürdiger Führer, an diesem Abend, „wenn diese feuchte, ermatende Hitze kommt, die einen schlaff und schlaftrüchtig macht und Sie wissen doch, daß Sie ihre Nerven oben behalten müssen, daß es um einen Teil Ihres Vermögens geht. Da hilft nur eines: Koka kauen oder einen Tee aus Koka-Blättern trinken. Versuchen Sie's doch selbst!“

Er hatte recht. Man wird frisch, ungewohnt angeregt, man will nur schaffen, arbeiten und verliert die Lust zum Schlafen. Vielleicht ist es wahr, was Senor Nobles sagte: daß das Kauen der Blätter ungefährlich sei, wenn man Maß halte. Ja, wenn man beginne, Koka in zu schnupfen, da sei eine andere Sache! Wenn... Wie weit ist es von einem zum anderen? In einer wüsten Kneipe in Quito sah ich eines Abends einen Mann. Ein Weißer und doch keiner mehr: verfallene Buge, eine pergamentfarbene Haut, Augen, die so tief in ihren Höhlen lagen, daß man unwillkürlich zurückfuhr.

„Ja, erschrecken Sie nur“, sagte er in einem tadellosen Englisch, als er schweratmend aufgestanden und zu meinem Tisch gekommen war, „ich weiß es wohl; man wird nicht mehr lange erschrecken, es ist ja doch alles bald zu Ende. Mit ein paar Koka-Blättern hat's begonnen, Sir, merken Sie sich das wohl: mit ein paar Blättern im Tag!“

Er taumelt zurück. Wo sah man ähnliche Bilder des Schreckens? In den Opiumhöhlen

von Singapore und Saigon und in den beschlossenen Winkeln von Alexandria. Die Wege sind verschieden, aber die Endstation ist immer das gleiche...

„Das nehmen Sie zum Andenken an mich mit!“ sagte Senor Juan Luis Nobles, als wir im Hafen von Guayaquil an Deck des kleinen peruanischen Dampfers standen, der mich nach Panama bringen sollte, „ich habe Sie dem Kapitän empfohlen, Adios!“

Ich öffnete das Päckchen. Ein Haufen getrockneter Koka-Blätter fiel heraus und (aus einer kleinen weißen Schachtel) ein weißes Pulver. „Wird es keine Schwierigkeiten mit den Zollbehörden geben, wenn sie das entdecken?“ Der Kapitän, an den diese Frage gerichtet war, lächelte, als hätte er einen guten Witz vernommen.

„Sehen Sie dort die Risten und Ballen am Ufer, Senor?“ fragte er, alles Staube, Tabak und Gummi. Jedenfalls so deklarieren. Sie verstehen? Nur Tabak. Wie unangenehm, wenn in die Tabakblätter oder unter die Säcke mit Reis und Eisenbeinüssen irrtümlich eine Ware gelangt wäre? Aber Irren ist menschlich. Und die Zollbeamten verstehen solche Irrtümer. Und sehen Sie auch die kleinen Dampfer mit den schwarzblauen gestreiften Kaminen? Wir haben jetzt Hochbetrieb und in diesen Tagen gehen viele Ballen und Risten mit ordnungsgemäß abgefertigten Waren von den Häfen der Westküste ab. O, nach allen Teilen der Welt, besonders nach Japan, New York und Marseille...“

Der Kapitän lächelte noch immer. Er nahm ein Zeitungsblatt aus der Tasche und reichte es mir. Es war eine neuere Ausgabe des „Panama American“ und eine Stelle war rot angezeichnet.

Ich las: ... wie aus Genf berichtet wird, ist nach einer Feststellung des ständigen Zentralkomitees gegen den Opium- und Rauschgifthandel die Ausfuhr von Rauschgiften in den letzten Monaten aus Südamerika, Formosa und den Vereinigten Staaten gestoppt. Die Kokainfabrikation in den Westländern von Südamerika ist weiter zurückgegangen...“

Alles aus Steinkohlenteer

Bei der Leuchtgasfabrikation aus Steinkohlen gibt es ein Abfallprodukt: den Teer. Wir kennen gemeinlich diese schwarze, in der Hitze zähflüssige, in der Kälte erstarrende Masse nur als ein überfließendes Material, das im Straßenbau vielfach Verwendung findet. Und dabei enthält dieser Stoff eine Fülle von Substanzen der verschiedensten Art, die mannigfach hergestellt und ausgenutzt werden.

Da ist zunächst die Pikrinsäure, heute unentbehrlich bei der Herstellung von rauchlosem Pulver und Sprengstoffen. Daneben wird die Pikrinsäure auch als gelbes Färbemittel verwandt. Auch alle Anilinfarben vom brennenden Rot des Fuchsin bis zum tiefen Schwarz, und ebenso die Alizarinfarben, beide besonders zum Färben von Stoffen geeignet, gehen aus dem Steinkohlenteer hervor. Die Teile, die den unangenehmen Geruch erzeugen, können isoliert hergestellt werden und haben durchaus nicht alle unangenehme Eigenschaften. Naphthalin, wie es als Mottengift gebraucht wird, und die stark desinfizierend wirkende Karbolsäure sind Abkömmlinge des Teers. Auch die Salizylsäure, die ein Hauptbestandteil vieler Medikamente, des Aspirins, Pyramidons, Antipyrins, Phenacetins usw. ist, kommt daher. Aber selbst ein großer Teil der in der Parfümerie verwendeten ätherischen Öle stammen aus dem Steinkohlenteer. Weniger bekannt ist, daß der härteste synthetische Kunststoff, das Saccharin, aus Teer gewonnen wird.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei“

500.000 Bilder in der Sekunde

Der Verein der französischen Zivilingenieur hielt dieser Tage eine Sitzung ab, die sich nicht wie üblich mit verwiderten theoretischen, nur in engsten Fachkreisen verständlichen Fragen beschäftigte, sondern mit einem Problem, das alle interessiert, nämlich mit der Untersuchungsfrage über die Schnelligkeit mechanisch betriebener Fahrzeuge und Apparate. Gegenstände der Prüfung waren vor allem Autos, Dampfeisenbahnen, elektrische Eisenbahnen, Flugzeuge, Turbinenmaschinen und Filmapparate. Die Feststellungen, die man machte, waren zum Teil wirklich sensationell, und es verlohnt, näher auf sie einzugehen.

Autos.

Um 1890 war man glücklich, eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 Km. pro Stunde registrieren zu können. Um 1900 gelang es, eine Höchstgeschwindigkeit von 100 Km. zu erreichen. Heute fährt man bei 480 Km. und hat bei Dauerprüfungen von 24 Stunden ein Mittel von 250 Km. erreicht, also das Reizhafte der Anfangsjahre.

Eisenbahnen.

Der vortragende Ingenieur der französischen Staatsbahnen erinnerte zum Erstaunen der ganzen Versammlung an eine Verfügung aus dem Jahre 1853, also den ersten Jahren des Eisenbahnverkehrs überhaupt, in der die damalige Verwaltung der Nordbahn die Höchstgeschwindigkeit für Züge in Frankreich auf 120 Km. pro Stunde festsetzte. Damals fuhr die Lokomotive kaum 50 Km., und das Limit war deshalb so hoch gesetzt, weil niemand glaubte, daß es jemals erreicht werden würde. Tatsächlich dauerte es auch, wenigstens in Frankreich, bis zum Jahre 1880, ehe es gelang, diese Höchstgeschwindigkeit zu erreichen, und damals wurde die Erlaubnis erteilt, bis 140 Km. in der Stunde zu fahren.

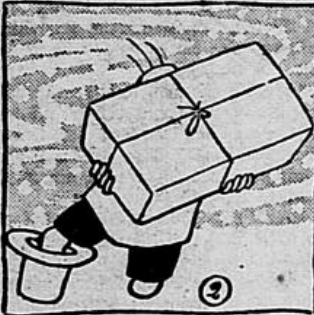
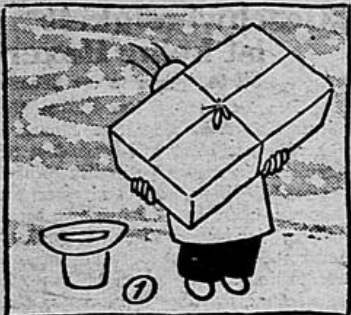
Die absoluten Höchstgeschwindigkeiten der Dampf- und elektrischen Lokomotiven sind in den verschiedenen Ländern unterschiedlich. In Frankreich liegt der Rekord zur Zeit um 164 Km. pro Stunde für Dampflokomotiven, und für elektrisch betriebene auf 153 Km. Den Weltrekord für elektrische Lokomotiven hält zur Zeit Deutschland, wo auf der Spezialstrecke zwischen Berlin und Jossen die Geschwindigkeit von 210 Km. erreicht wurde. In den Vereinigten Staaten fahren die elektrischen Züge mit einer Geschwindigkeit von 197 Km., in Italien mit 170 Km.

Flugzeuge und Luftschiffe.

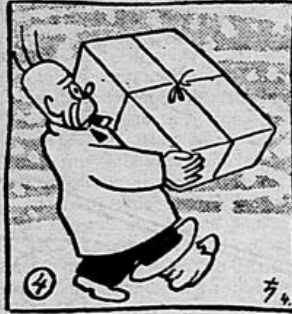
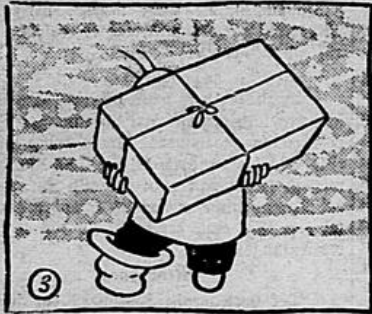
Den Luftschiffrekord hält Deutschland mit 120 Km. Die Schnelligkeiten der Flugzeuge hängen zu einem großen Teil von dem Gewicht der betreffenden Apparate ab. Den absoluten Weltrekord hält immer noch der italienische Flieger Capello mit seinem Wasserflugzeug, mit dem er 709 Km. pro Stunde erreichte. Die durchschnittliche Höchstgeschwindigkeiten für Jagdflugzeuge bei einer Höhe von 4000 Metern betragen 450 bis 550 St./Km. Die schnellsten Passagierflugzeuge erreichen in einer Höhenlage von 3000 Metern 300 bis 330 Km. Dieselben Apparate würden aber, falls man technisch schon so weit wäre, sie in 13—14.000 Meter Höhe fliegen zu lassen, eine Geschwindigkeit von 650 Km. in der Stunde entwickeln können, und zwar ohne daß die Rotore vergrößert werden müßten.

Turbinenmaschinen.

Aber selbst die Höchstgeschwindigkeiten des Autos und des Flugzeuges werden weit in den



Copyright P. L. S. Bax & Copenhagen



Adamson ist erfinderisch

Schatten gestellt durch die Schnelligkeit, mit der die modernen Turbinen der großen Dampfmaschinen arbeiten. Man hat festgestellt, daß die Turbinen der „Normandie“ sich mit einer Schnelligkeit drehen, die einer Fortbewegung von 280 Metern pro Sekunde entspricht. 280 Meter — das sind über 1000 Km. pro Stunde.

Es wäre aber ohne weiteres möglich, diese Schnelligkeit noch bedeutend zu erhöhen, wenn man die Dampfmaschinenräder aus Leichtmetall herstellen würde. In diesem Fall könnte man eine Geschwindigkeit von fast 1000 Metern pro Sekunde erreichen oder über 3600 Km. pro Stunde. Eine solche Leistung übertrüge sogar die Eigengeschwindigkeit der Rakete, die 300 bis 350 Meter pro Sekunde beträgt.

Film und Kinetographie.

Selbst diese unvorstellbaren Geschwindigkeiten werden noch übertriften von der Kinetographie und den modernsten Beschleunigern. Der gewöhnliche Filmapparat nimmt 24 Bilder pro Sekunde auf. Aber die für Laboratoriumszwecke hergestellten Apparate schaffen im Durchschnitt 250 Bilder pro Sekunde. Doch auch diese Apparate sind langsam im Vergleich zu den neuesten Konstruktionen französischer und amerikanischer Forscher, die 7000 und in einem ganz exceptionalen Falle sogar 500.000 Bilder pro Sekunde herstellen.

Während noch vor nicht allzu langer Zeit die Durchschnittsgeschwindigkeit schnellster Geschütze 400 bis 600 pro Sekunde betrug, hat man jetzt Flugzeugabwehrkanonen konstruiert, deren Ladung mit einer Geschwindigkeit von 1600 Metern pro Sekunde durch den Raum fliegt.

Das sind die wesentlichsten Ziffern, die in der Sitzung des Vereins der französischen Ingenieure bekanntgegeben wurden. Die Fachleute wunderten sich nicht, wohl aber die Laien, die sich nicht ohne Besorgnis die Frage stellen, wie die Höchstgeschwindigkeiten der Autos, Flugzeug- und Geschütze wohl in zehn- oder zwanzig Jahren ausfallen mögen. Gibt es keine Grenze der Geschwindigkeit?
R. C.

Der fröhliche Nestroy

Genovese.

Der Stellner des Cafés, das Nestroy zu besuchen pflegte, erzählte ihm eines Tages ganz begeistert, er habe im Theater an der Wien ein neues Stück „Genovese“ gesehen. Die Darstellerin der Titelrolle habe gar nichts an — nur um die Lenden trage sie Laub.

Darauf entgegnete Nestroy — nach längerem Ueberlegen — schmunzelnd: „Das Stück schau i ma im Herbst an!“

Der Biß.

„Haben Sie schon gehört?“ flüsterte Nestroy einmal nach einer Probe seinem neugierig aufhorchenden Kollegen zu, „was unser Dichter für ein Unglück betroffen hat...?“

„Nein, nein!“ scholl es im Chor.

„Sein Hund hat eine Schwiegermutter gebissen!“

„Und ist sie wütend geworden?“ fragten die Kollegen.

„Nein, nicht sie — der arme Hund“, antwortete Nestroy wichtig.

Die Ursache.

Nestroy sagte einmal zu einem bekannten Redakteur:

„Wissen Sie schon, daß alle Briefe, die aus Paris kommen, geöffnet werden...?“

„Warum?“ fragte der andere.

„Weil sie sonst kein Mensch lesen könnte“, sagte Nestroy mit unschuldiger Miene.

Hans a bisserl Zeit?

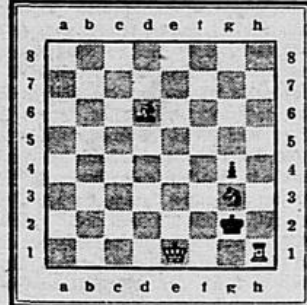
Als Nestroy einmal an einem schönen Frühlingsnachmittag vom Fenster seiner neben dem Carltheater gelegenen Wohnung auf die Straße schaute, bemerkte er den in größter Eile vorbeikomenden Theaterfriseur Besself. Schnell rief er ihm zu: „Sie, Herr Meister, Hans a bisserl Zeit?“ „Sehr wohl, Herr von Nestroy“, sagte bebotet de: Friseur. „Na also“, laute Nestroy, „dann rennen's net so...“ Walter Zelen.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau

SCHACHAUFGABE Nr. 334.
Von A. H. Robbins.

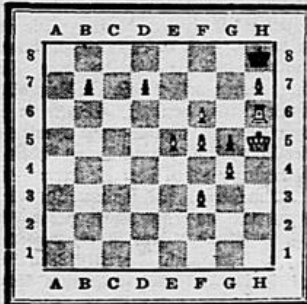
Schwarz: Kg2, Bg4 (2)



Weiß: Ke1, Th1, Ld6, Sg3. (4)
Matt in zwei Zügen!

SCHACHAUFGABE Nr. 325.
Von F. E. Dawson.

Schwarz: Kh8, Bb7, d7, g5. (4)



Weiß: Kh5, Th6, Be5, f3, f5, f6, g4, h7. (8)
Matt in zwei Zügen!

Die beiden vorliegenden Aufgaben mit etwas ungewöhnlichen Lösungen bringen wir als Facingsbeilage. Trotzdem sehr schön und für die Löser nicht ohne Anreiz.

Lösungszug zu Nr. 321: Lc4 d5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Aussdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schönbritz; Dinebler Emil, Tetschen; Hahl Erwin, Schindler Robert, Chmiak Teo, Freundl Anton, Hofeld Otto, Lohmühle; Hans, Tyle Vladimir, sämtlich Nesteritz; Wanicek Franz, Hertine; Hyna Josef, Hostomitz; Bretschneider Otto, Drakowa; Geißler Josef, Serbitz; Havel Franz, Modlan; Tritzsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Nitsch Rosa, Trupschitz.

Aus den Sektionen.

Das Vereinsturnier der Schachsektion Komotau I. endete mit nachfolgendem Ergebnis: Vereinsmeister wurde Gen. Wenzel Křenek mit 12 Punkten. Es folgen: Fialka 11½ P., Sachs 11. Schöpka 10½, Husar 10, Fejfar 9, Thiel 8½, Görg 7½, Tichay 6½, Eis 6, Grund 4½, Kern 3½, Forster 2½, Watzke und Illing mit je 1½ Punkten.

Vereinsmeister der Schachsektion Zuckmantel wurde Gen. Bernhard Gahler mit 9 Punkten. Es folgen: Reisch und Dobner je 7 Punkte, Berger 6½, Burger 6, Dick 5, Müller und Pachmann je 4½, Egerer 2½, Wolf und Patz je 2 Punkte.

Das Jubiläums-Einzelturnier des Schachklubs Wisterschan wurde abgeschlossen. Als Sieger einz Gen. Scharoch mit 8 Punkten hervor. Es folgen: Hofmann 7 P., Robek 6 P., Gahler 5½ P., Schramm 5½ P., Neulinger 5 P., Křiz u. Müller je 4 P., Bauer 3½ P., Cikanek 2 P. und Kadlec 1 Punkt.